

Der alte Schachspieler

von
Jan Hein Donner

Er hat keinen Zahn mehr im Mund und hat daher Mühe, die kleine Pfeife darin festzuhalten, aus der er zerdrückte Zigaretten raucht. Mich erinnert er an die bekannte, alte Zeichentrickfigur. Aber für diesen Seemann ist kein Spinat gewachsen.

Im Turnier, zweifellos seinem letzten, gewinnt er die erste Partie in atemberaubenden Stil. In der zweiten holt er mit bemerkenswerter Schlaueit aus einer scheinbar hoffnungslosen Position ein Remis. Die dreizehn folgenden Partien verliert er alle durch Zeitüberschreitung. Einst hat er zu den Allergrößten gehört. Zwei von den noch immer am meisten verwendeten Varianten der Indischen Verteidigung tragen seinen Namen. Er war der Erste, der sie spielte. Die eine zeichnet sich durch Angriffslust, die andere eher durch Zurückhaltung aus.

Er ist der Letzte aus seiner Generation. Seine Zeitgenossen sind im Westen vor Hunger krepirt oder verbringen im Osten einen geruhsamen Lebensabend. Keiner von ihnen spielt noch Schach, aber er kann es nicht lassen. Uns kennt er nicht mehr. Auf einmal will er wissen, ob nicht auch ein Albaner dabei ist, denn er hat einmal gelesen, daß die Albaner ein grausames Völkchen seien. Mit einem Lachen, daß sein Gesicht in ein großes Loch verwandelt, erzählt er von einem albanischen Bischof, der das Abschneiden von Türkenköpfen als Feigheit verurteilte, den er wollte nur die Köpfe von lebenden Türken.

In der Nacht liegt er oft wach im Bett, denn er kann nicht schlafen, sagt er. Er denkt dann über die Geschichte nach. Es ist soviel passiert, das nicht hätte passieren dürfen. Als Deutscher ist er weggegangen, als sein Land wahnsinnig geworden war. Aber wenn man weder Jude, Kommunist noch Thomas Mann war, war es im Ausland auch kein richtiges Leben, sagt er. Es ist dann zurückgegangen am Tag, am dem der Krieg ausgebrochen ist. Es war zwar nicht direkt ein Held des Widerstands, aber er hat seinen Mund nicht halten können. Er wurde denunziert, und er wäre drauf gegangen, wenn nicht ein Parteifunktionär ein Wort für ihn eingelegt hätte. Er wurde ins KZ geschickt. Sein Beschützer wurde später in Nürnberg wegen Verbrechen gegen die Menschheit aufgehängt.

Er kann es nicht begreifen, es raubt ihm den Schlaf. Er denkt darüber nach. Er hat den Wahnsinn seines Landes zu spüren bekommen und spricht viel darüber.

Er erzählt von einem Schachkollegen, der einen besonderen Paß hatte, der ihn vor dem Einsatz an der Ostfront befreite, solange er landesverräterische Elemente bei der Polizei anzeigte. Er erzählt von einem Abend in einem Lokal, in dem ein Ingenieur, der aus den rumänischen Ölfeldern auf Heimaturlaub war, von einem amerikanischen Bombardement berichtete, daß den Wehrmachtsberichten zufolge völlig missglückt war. Am nächsten Morgen wurde der Ingenieur verurteilt und eine Stunde später enthauptet.

Er war in Königsberg, als die Stadt von den Russen belagert wurde. Um die Disziplin aufrechtzuerhalten, wurden mehr als 10000 Bürger und Soldaten innerhalb von zwei Monaten standrechtlich erschossen. Alles war verboten und es gab nur ein Strafmaß.

Seine Frau – er spricht über seine Ehe als den „achtzehnjährigen Rosenkrieg“ - wurde Kommunistin, aber dafür hatte er nichts übrig. Er glaubt an nichts mehr, aber in seinem alten Kopf leben noch die Vorstellungen von Zucht und Ordnung eines vergangenen Zeitalters. Die Offiziere des Kaiserheeres verfügten nur über ein kleines Salär. Es war ein Leben voller Entbehrungen und Selbstaufopferung; das wird auch oft vergessen, sagt er, und man sieht, daß er weiß, daß diese Zeiten vorbei sind, für immer, aber er weiß nicht warum.

Auch im Ersten Weltkrieg wurde sein Leben durch das Schachspielen gerettet. Aus den Waggonladungen voller Krüppel, die aus Verdun in Berlin ausgeladen wurden, wurde er herausgepickt und zusammengeffickt, weil der Chirurg ein Schachspieler war. Es blieb ihm eine kaputte Hand und ein



Alexander
Münninghoff

Hein
Donner

1927-1988

Körper voller Narben, aber in den Zwanzigerjahren war er trotzdem ein fescher Kerl und Schürzenjäger.

Nun sitzt er in sich versunken und starrt mit seinen schlechten Augen auf das Brett und zieht an seiner Pfeife, die er fortwährend stopft und wieder ausklopft. Rund um ihn rauchen die Aschenbecher wie die Öfen in einem Krematorium. Er sitzt selbst unter der Asche. Er ist schmutzig – mit Ausnahme der auffallend teuren und eleganten Krawatte, die er sich um seinen dünnen Hals geknüpft hat. Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht.

Er spielt noch immer sehr gut, oft steht er auf Gewinn, wenn das Kläppchen fällt. Er ist, als ob ihn etwas lähmen würde und er nicht dazu gekommen sei, die Züge wirklich auszuführen, sagt er.

Als ich gegen ihn spielen muß, passiert etwas, das ich genau so befürchtet habe. Er überschreitet die Zeit nicht. Er hat mit seinem altmodischen soliden Aufbau eine für ihn vorteilhafte Stellung erreicht, aber er kommt nach dreißig Zügen in Zeitnot. Ich verkompliziere die Situation, und er reagiert nicht gut, macht ein paarmal hintereinander schlechte Züge. Aber blitzschnell! Binnen weniger Sekunden wirft er seine letzten Züge aufs Brett und er hält sich noch tapfer bis zum 40. Zug, ohne daß die Klappe fällt. Wütend mache ich meinen 41. Zug. Die Stellung ist remislich. Die Partie wird abgebrochen. Er muß seinen nächsten Zug abgeben. Für die nächsten sechzehn Züge hat jeder eine Stunde. Er beginnt, über seinen Abgabebestand nachzudenken, mehr als eine halbe Stunde lang. Als wir am Abend weiterspielen, kommt er um den fünfzigsten Zug herum wieder in höchste Zeitnot. Nun macht er in großer Hast immer den einzig guten Zug. Und wieder schafft er es. Nach dem 56. Zug ist sein Kläppchen noch immer nicht gefallen. Es fällt mir schwer, mich zusammenzunehmen. Die Partie wird auf den nächsten Morgen vertagt. Wieder hat er eine Stunde für sechzehn Züge. Ich analysiere meine Stellung und komme zum Ergebnis, daß sie nicht zu gewinnen ist.

Am folgenden Morgen braucht er für die ersten vier bis fünf Züge wieder viel zu viel Zeit. Wieder bekommt er er, lange vor der Zeitkontrolle im 72. Zug, in Zeitnot. Mir bleibt noch mehr als eine Stunde, ich denke sehr lange nach. Er kann nicht weg vom Brett, denn wenn ich ziehe, muß er sofort antworten. Er hat keine Zeit mehr. Ich sehe, daß es bei normalen Spiel remis wird. Darum mache ich einen unerwarteten Zug, der mich selbst in Gefahr bringt, wenn er die richtige Antwort weiß. Er antwortet a tempo.

Fehler!

Nun steht er verloren. Er sieht es nach ein paar Zügen auch und beginnt zu denken. Das Plättchen beim großen Uhrzeiger an seiner Uhr kriecht hinauf. Er zieht nicht mehr und sollte noch drei Züge machen ... Er bewegt sich nicht mehr. Dann fällt die Klappe. Das Fallen der Klappe macht so ein schwaches Geräusch, daß nur echte Schachspieler es hören. Erleichtert stehe ich auf.

Er bleibt noch eine Weile sitzen und sagt: „Trotzdem stand ich nicht schlecht!“.

(„Oude Schaker“ erschien in Avenue, Sept. 1968. Autorisierte Übersetzung aus dem Niederländischen von Anni und Chrilly Donniger für den Schachkalender 2007, Seite 49 bis 51).